

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 80.

Samstag den 4. April 1903.

18. Jahrgang.



Der Eisenbahnminister reist vierter Klasse, so behauptet die „Allg. Ztg.“, wenn sie folgendes Geschichtchen erzählt: Minister Bubbe will sich selbst davon überzeugen, wie die Reisenden in der vierten Wagenklasse mit den Einrichtungen dieser Eisenbahnwagen zufrieden sind und was sie daran auszuheben haben. Er bestieg zu diesem Zwecke neulich in Berlin den bereitstehenden Ostbahnzug und dampfte in einem Wagen vierter Klasse in der Richtung nach Elbing ab. Unterwegs ließ Herr Bubbe sich mit den Leuten in eine Unterredung ein, besprach selbst die Einrichtungen der Eisenbahnverwaltung und reizte dadurch die Fahrgäste zur Äußerung ihrer Wünsche. Sie rebeten um so freier, als sie nicht wußten, wen sie vor sich hatten. Man soll dem Eisenbahnminister erzählt haben, daß es sich jetzt recht schön in der vierten Wagenklasse reist, daß es gegen früher, wo in diesen Wagen keinerlei Sitzgelegenheit vorhanden war, schon ganz wesentlich besser geworden sei. Bis nach Elbing kam Herr Bubbe nicht; er hatte seinen Wissensdurst schon vorher befriedigt. — Die neuen Eisenbahnwagen vierter Klasse sind schon vor einiger Zeit eingeführt worden, sie haben an beiden Querseiten je zwei Türen, eine Einrichtung, die bei Eisenbahnunfällen für die schnellste Entleerung von großem Vorteil ist und auch viel zur Beschleunigung des Ein- und Ausstiegs beiträgt. Jeder Wagen hat Sitzbänke und ist mit einem Abort ausgestattet.

Ein seltsamer Ehecheidungsgrund. Ueber einen am Oberlandesgericht in Colmar stattgehabten Ehecheidungsprozeß berichtet der „Allg. Ztg.“ nachfolgende fast unglaubliche Einzelheiten: Als Parteien im Ehecheidungsprozeß traten ein Offizier aus Straßburg und seine Frau auf, ersterer persönlich. Als Grund zur Scheidung entwickelte der Offizier folgenden Vorgang: Der Offizier geriet eines Abends mit seiner Frau in heftigen Wortwechsel, in dessen Verlauf die Frau das schwere Wort gelassen aussprach: „Du bist ja doch zu feige, um mich zu schlagen!“ „Was soll ich“, fuhr der Offizier fort, „dagegen als preussischer Offizier thun, wenn mir meine Frau freigeigelt ins Gesicht schlägt? Wenn die Frau eines anderen Offiziers diese Beleidigung ausgesprochen hätte, dann hätte ich doch wenigstens ihren Mann fordern können aber bezüglich meiner Frau kann ich doch nicht mich selbst fordern. Darüber geriet ich in höchste Aufregung. Ich zündete ein Licht an und forderte nun meine Frau dreimal auf, die Beleidigung zurückzunehmen, da mir kein Mittel und Weg zur Verfügung stand, eine standesgemäße Satisfaktion zu erlangen. Wie immer trogte mir meine Frau und nahm nichts zurück. Da ich aber Anspruch auf standesgemäße Satisfaktion habe und solche nehmen muß, ergriff ich einen Stock und verlegte meiner Frau einige Schläge.“

Ein Ball im Irrenhause. Mittwochs ist ein Tag, an dem in Paris seit 50 Jahren schon ein kleines, intimes Fest stattfindet, das für die Irren der Salpêtrière eine bestimmende Bedeutung hat, und zu dem Ärzte, Freunde des Hauses und noch einige Bedienstete gebeten werden. Man betrachtet den Wahnsinn nicht mehr als eine Art Verbrechen, für das man die davon Betroffenen züchtigt, sondern man bemüht sich ständig, diese eingeschlossenen oder verirrten Intelligenzen zu erwecken, und die glücklichen Wirkungen dieser Methode zeigt der Ball der Irren, den ein Mitarbeiter des „Gaulois“ wie folgt schildert: Hat man die Schwelle des Krankenhauses überschritten und ist die Einleitung von den Wärtern geprüft, so schreitet man durch riesige Höfe, die links und rechts von regelmäßigen Gebäuden begrenzt sind. Die tiefe Einsamkeit wirkt fast erschreckend. Die elegante junge Frau vor uns schneidet etwas und brüht sich eng an den Arm ihres Kavaliers. Trifft man jemand, so hält man sich etwas abseits. Endlich sieht man hell erleuchtete Fenster und hört rauschende monotone Musik. Mit klopfendem Herzen bleibt man stehen. Was wird man sehen und hören? Aber der erste Anblick beim Eintritt hat nichts Erschreckendes. Man ist fast enttäuscht, sofort so beruhigt zu sein. Man stellt sich den gewöhnlichsten Maskenball vor, mit einer etwas heiseren Kapelle. Zu einem mehr oder weniger harmonischen Rhythmus drehen sich die Paare in einem malerischen Gemisch nicht sehr reich, aber lebhafter Kostüme. Da gibt es Harlekins, Pierrettes, Bäuerinnen, Schäferinnen mit Hirtenstäben, Astronomen, deren Tiara — die neben der des Salpêtriers nicht bestehen kann — mit goldenen Papierstreifen besetzt ist. Und dann viele Frauen in Männerkleidung, Juaven mit Schnurrbärten, Admirale mit Adenbärten, Konditoren, Köche, Dörfler, ein Regimentstambour, der seinen großen Stod bewegt und sich an die Spitze des Juges stellt. Alle diese Kostüme werden von einer Generation Wahnsinniger auf die andere vererbt; sie sind in der Anstalt ausgeführt und haben nichts Besonderes. Die Haltung ist korrekt, das Schönlum etwas links, man sieht weniger Kanon und Verästelung als bei irgend einem Ball dieser Art. Aber allmählich muß Eines das Bewußtsein durchdringen, daß man auf dem Ball der Irren in der Salpêtrière ist. Man richtet das Auge auf die Gesichter der Tanzenden und besonders der Zuschauer. Man betrachtet diese schenen Augen, die sich schwer auf etwas festsetzen können, diese zu einem schweigenden unendlichen Lächeln geöffneten Mund. . . . Diese seltsamen spigen Schädel, der manchmal schwankende Gang, diese boshaften lässlichen Blicke, die das Fremde mit einschüchternder Fronte erspähen und sich plötzlich abwenden. Man betrachtet diese unvollendeten Wesen, deren Geschlecht und Alter man nicht sagen kann, ob es sehr alte Kinder oder frühzeitige Alte sind. Und wie sie sich unerschrocken und verstoßen die Jungs anstreden; Krankenwärterinnen gehen umher, überwachen und beugen sich manchmal, an ihrem Arm eine Pensionärin fortzuführen, die plötzlich ein Zeichen beängstigender Unruhe bekommt. Das ist keine offene, ursprüngliche Freude, die in dem Jahrmarktssärm dieses Orchesters herrscht. Die Angst schwebt in der Luft. Man fühlt die Betäubung, die Anstrengung, sich zu beherrschen, zu viel Unruhe und

zu viel Bewachung. Man hört ermutigende Worte: „Es geht gut, kleine? Ich bin mit Ihnen zufrieden, fahren Sie fort!“ Wirklich sehen diese armen Geschöpfe ihre Ehre darin, sich gut zu betragen und ihren Ball nicht durch unzeitige Rundgebungen zu stören. Allmählich kommt das Unbehagen und wächst bei dem Gast in dem Maße, wie die Zeit fortstreitet und man unter dieser ansehnlich friedlichen Atmosphäre das Geheimnis und den Schrecken fühlt. Diese Angst löst große Gruppen durch die großen, immer düsteren Höfe eilen, bis man frei aufatmet wenn man die Schwelle wieder überschritten hat. . . .

Unter dem Schutze von „Geistern“. Ein Raubmord, dessen Verfolgung sonderbare Verhältnisse aufdeckte, hat in diesen Tagen die Einwohner der Pariser Vorstadt Neuilly alarmiert. In der Hauptstraße von Neuilly befindet sich ein fünfstöckiges Haus, welches einer alten, feierreichen Witwe, Frau Lageze, gehörte und von ihr allein bewohnt wurde. Seit Jahren hatte Frau Lageze sonderbare Gewohnheiten angenommen. Sie hatte allen Verkehr mit Menschen abgebrochen und behauptete, mit Geistern in Verbindung zu stehen, die sie mit ihrem speziellen Schutze umgaben. Nach und nach hatte sie allen Mietern gekündigt und selbst den Portier entfernt. In den leeren Räumen der fünf Geschosse hauste sie nun und vernachlässigte die elementarsten Gebote der Reinlichkeit. Die Fensterläden waren in allen Zimmern geschlossen, und da die Wasserversorgung seit langer Zeit nicht bezahlt worden war, hatte sie ihren Dienst eingestellt. Der Umstand, daß man eines Morgens eine Fensterlade im Batteriefeld halb offen sah, erregte Verdacht. Bei der beauftragten Polizei drang in das Haus ein und fand im Vestibül Frau Lageze als Leiche. Sie war von einem Einbrecher erdrosselt worden. Der Mann hatte jedoch kein Glück gehabt. Es war ihm nicht gelungen, den riesigen Geldschrank der Witwe zu erschrecken oder ihre anderweitig untergebrachten Kostbarkeiten ausfindig zu machen. Erst der Polizeikommissar machte interessante Entdeckungen. In einem Zimmer, welches mit alten Zeitungen gefüllt war, fand man in einer Ecke eine Brieftasche mit 10.000 Francs. Ein anderes Zimmer diente als Magazin für Eisenkäse und Konservbüchsen. Hier hatte Frau Lageze 50.000 Francs in Papieren verborgen. In einem Salon, welcher Hunderte von leeren Flaschen beherbergte, entdeckte man Brillanten von großem Wert. Die „Geister“ hatten also zwar nicht Frau Lageze, wohl aber ihren Besitz geschützt.

Zwischen Pariser Lumpensammlern kam es dieser Tage im Stadtviertel du Combat, dem Hauptstich einer großen Anzahl von Mitgliedern der Bunt, zu einer wahren Schlacht, dem ein Streit zwischen zwei Mitgliedern zu Grunde lag, die sich gegenseitig „ins Kuder gelaufen“ waren, wie der fachmännische Ausdruck dafür lautet, wenn ein Lumpensammler die vor den Türen aufgestellten Kästen in einer Straße ausleert, die eigentlich einem anderen Kollegen zugehört. Und da dieser andere Kollege in diesem Falle eine Frau war, zog er den Kürzeren. Dies verdroß eine ganze Anzahl der anderen Lumpensammler, denn selbst unter diesen ist den Frauen gegenüber recht häufig die bekannte französische Galanterie zu finden, und sie beschloßen dem ungallanten Herrn eine tüchtige Lektion zu erteilen. Um ihre Absicht klar und deutlich auszuführen, nahmen sie ihre Messer zur Hand und stachen so lange auf den Mann ein, bis er halb tot am Boden lag. Dessen Freunde aber eilten nun noch herbei und stachen als Quittung die Frau nieder, um dem Streik entgegen zu kommen. Da man nun einmal bei der Sache war, stach man auch munter auf einander los, bis die Polizei hinzukam und dieser blutigen Unterhaltung ein Ende machte. Eine ganze Anzahl Lumpensammler wurde ins Hospital gebracht, eine Anzahl wanderte ins Gefängnis, und alle werden sich später vor dem Gericht wiederfinden, um sich verurteilt die Hand zu reichen und nach Verbüßung der Strafen friedlich gemeinsam weiter Lumpen zu sammeln.

Kliteratur.

Aukern, Hummern, Krebs, Kaviar von Johannes Trojan, Louise Holle, L. Jüri mit Buchdruck von Edmund Edel. Verlag des Weinlecker Ph. Brand u. Co., Berlin. Preis 1 M. (Band I von Brand's ästhetischer und gastronomischer Bibliothek). Der bekannte Chefredakteur des „Kochbuch“ hat sich hier mit der Herausgeberin eines der besten deutschen Kochbücher und dem bekannten ärztlichen Schriftsteller Sanitätsrat Dr. Jüri vereinigt, um eine anregende und doch auf gelehrten Studien beruhende Blauberei über die genannten Delikatessen zu schreiben.

Die Herzkrankheiten. Der Berliner Arzt Dr. med. W. Klette hat soeben ein gut geschriebenes Buch über „Die Herzkrankheiten, deren Entstehung, Verhütung, Behandlung und Heilung“ zum Preise von 1 Mark erscheinen lassen, das allen Herzkranken und deren Angehörigen zur Anschaffung empfohlen werden kann. (Deutscher Verlag, Berlin SW. 11) Wir finden darin die weitgehendste Aufklärung über die fieberhaften wie chronischen Herzkrankheiten, die Ernährung und mechanische Behandlung bei Herzkrankheiten, die Trink- und Badefuren, das Wasserheilverfahren, klimatische Kuren usw.

Pflanzenkübel,



Wachstbüten, Eimer, Zuber, Beuten, Schöpfkübel, Entleerfüßer, sowie alle Kübelwaren.

Neuanfertigung und Reparaturen. Ferner alle Korb-, Holz-, Stroh-, Leinwand-, Kamm- und Hornwaren, Kleiderwaren, Toilette- und Reiseartikel, Bug- und Schenkerartikel empfiehlt in größter Auswahl billig.

Carl Wittich,
Michelsberg 7,
Gde. Gemeindebadgassen.



Aesthetische Tragikomik.

Die Regierfürsten und Häuptlinge in unseren afrikanischen Kolonien haben bekanntlich, wie alle Naturvölker der Tropen, eine große Vorliebe für europäische Kleidung, und glauben, durch einen Klapphut und Luchshose, ihre Majestät zu erhöhen, ohne zu bedenken, daß sie die lächerlichste Figur von der Welt machen. Der König Didi von Buntummu hatte eine besondere Lust, sich wie ein französischer Marquis, zur Zeit Ludwigs XV. zu kleiden. Ein Bremer Kapitän lud ihn zu sich ein und der König beschloß, sich mit seinem ganzen Staate zu zeigen, was nicht oft geschah. Darum fühlte er sich auch in seiner neuen Kleidung sehr geniert, und schwihte gewaltig. Der Eindruck, den er bei seiner Erscheinung auf dem Verdeck machte, ist unbeschreiblich. Er hatte einen dreieckigen Hut auf eine gepuderte Perrücke gesetzt, welche sein schwarzes Wollhaar nur zur Hälfte bedeckte; seine Hosen hatten an den herkulischen Knien ein bedeutendes Hindernis gefunden, sodaß sie sich nicht schließen ließen, und da auch kein Strumpfband die seidenen Strümpfe zusammenhielt, so schlottete der eine an der Wade, der andere war unten am Knöchel über einander gerollt. Die seidenen Weste öffnete sich über einer schwarzen Brust, die kein Hemd bedeckte. Ueber der Weste trug er einen seidenen Frack und einen großen Kavallerieädel an einer ledernen Koppel schleppte er majestätisch auf dem Verdeck hinter sich drein, was den Eindruck seines Kostüms nicht wenig vermehrte. König Didi glaubte in den Gesichtern der Matrosen eine stichliche Zufriedenheit zu lesen und schrieb das schallende Gelächter, das um ihn ausbrach, der Freude über seinen zierlichen Anzug zu. Diese Freude hatte bald keine Grenzen mehr; da ihm die verzweifeltsten Beinleider allzu unerträglich wurden, zog er sie nebst den Strümpfen aus, befestigte aber die gestickte, bis auf den Bauch reichende Weste und das gallonierte Kleid an, das ihm den Rücken und noch etwas weiter hinab bedeckte. Ebenso blieb der dreieckige Hut auf die Perrücke gestülpt. Diese Mischung von Kleidung und Nacktheit war unvorstellbar komisch.

Bei dem König von Dahome (an der Westküste Afrikas) führte die Vorliebe für europäische Kleidung zu einem äußerst tragischen Vorfall. Er kam auf den Einfall, hundert Mann seiner Garde als Kürassiere zu kleiden, weil man ihm gesagt hatte, die französischen Kürassiere trügen eine Kleidung, die kugelsicher sei; und er glaubte, die Gerölts (Zauberer) von Frankreich verständen es, den glücklichen Krieger, der eine solche Kleidung anzieht, unverwundbar zu machen. Er ließ daher durch einen bei allen europäischen Handelsleuten wohl bekannten Spanier einen langen Brief an ein Madriller Haus schreiben, mit dem Auftrag, ihm hundert vollständigen Kürassierkleidungen fertigen zu lassen. Die Befehle des Regierfürsten wurden pünktlich vollzogen, und die hundert Kürassierrüstungen abgefaßt. Beim Anblick der blinkenden, polierten Kürasse, der Helme mit Federbüscheln, der ungeheuren Stiefeln und der Lederschuhen, die man vor den Augen des erstaunten Königs und seiner Hofsleute ausbreitete, fühlte sich dieser in nicht geringer Verlegenheit. Dennoch wollte er sogleich eine Probe machen und befehl einem Regier, sich in eine solche Kürassieruniform zu kleiden. Der arme Teufel, der in seinem Leben keine anderen Kleider als eine Regierschürze getragen hatte, unterwarf sich dem Gebot des Königs; und als der Kürassier fertig war, erwartete er stief und mit hängenden Armen den weiteren Befehl. Der König ließ ihn vor sich treten, nahm ein Gewehr, setzte es ihm auf die Brust, schoß und der unverwundbare Regier stürzte tot zu seinen Füßen.

Lohmann's Ruhrperlen

das Beste aus Roggen u. Darrmalz.



anever. Alter Korn.
Steinhäger.

Überall zu haben.

Vertreter für Wiesbaden u. Umgegend: Wih. Wüstermann.

Gr. türk. Pflanzen Psd. 20, 25 u. 30 Pf.

Ringapfel Psd. 34 Pf., Birnen, Äpfeln Psd. 25 Pf., Gem. Obst, 6—8 Sorten, Psd. 25, 30, 40 u. 60 Pf., Gemüsenudeln Psd. 22, 26, 30, 40 bis 70 Pf., Macaroni Psd. 24 bis 70 Pf., Weizenmehl 14—20 Pf., Weizengries 20 u. 24 Pf., Haferklein 20 u. 25 Pf., Große Nudeln u. Bohnen 12 u. 16 Pf., garant. entkocht, Reis pr. Psd. von 12 Pf., Gerste 14 Pf. bis 40 Pf., Ha. Marmelade Psd. 25, 30 u. 40 Pf., Salami pr. Sch. 40, 48 u. 60 Pf., Rästel (Verkauf) Sch. 28 u. 32 Pf., Schweinefleisch, Speisefett, beste La Kernseife, Holl. Vollerzeugung St. 4, 6 u. 8 Pf., im Dyd. billig.

J. Schaab, Grabenstraße 3.

Sämtl. Colonialw. zu gleich bill. Preisen. 51/161

Haben Sie Reparaturen an Ihren, Goldwaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. J. Werner, Marktstrasse 6. Bitte genau auf die Firma zu achten!



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 80.

(2. Beilage.)

Samstag, den 4. April.

1903

Nachdruck verboten.

Der Harrasprung.

Von Gustav Lange.

Dietrich von Harras wollte ihr naheßen, um sie wieder einzuholen und sie zu bitten, ein Stündchen mit ihm zu plaudern, aber es war vergebens, er fand nirgends eine Spur und enttäuscht kehrte er zu seinem Roß zurück. Diese liebliche Mädchenerscheinung kam ihm nicht wieder aus dem Sinn; Trotz des flüchtigen Augenblicks, während dem sein Auge auf ihr geruht, hatte sich ihr Bild doch fest seinem Gedächtniß eingepreßt, im Wachen und Träumen schwebt es ihm vor. Noch öfters legte er den Weg nach der Laube zurück, aber jedesmal fand er sie leer und so sehr er sich auch bemühte, etwas über die Persönlichkeit der beim ersten Zusammentreffen so plötzlich Verschwundenen in Erfahrung zu bringen, seine Bemühung war vergeblich.

Ueber ein halbes Jahr war darüber verfloßen, als Dietrich von Harras eine Einladung zum Abelsstanz in Dresden erhielt. Anfangs wenig geneigt, daran theilzunehmen, entschloß er sich doch endlich zu der Reise nach Dresden. Doch wer beschreibe sein Erstaunen, seine freudige Ueberraschung, als er unter den anwesenden Edelfräuleins diejenige erkannte, deren Bild ihn seit den letzten Monaten nicht wieder verlassen hatte, nur noch reizender, noch schöner inmitten der sie umgebenden Pracht sah sie heute aus. Dietrich von Harras vermochte kein Auge von ihr zu wenden und selbst, auch sie sandte verstohlene Blicke zu ihm, sie hatte ihn wohl auch erkannt und erinnerte sich der Begegnung in der Laube des Birkenwäldchens. Aber zu tanzen wagte er zunächst noch nicht mit ihr, sein Herz war zu voll, um ihr sagen zu können, wie unendlich glücklich ihn ihr Wiederfinden mache. Mit einem Male aber war sie aus dem Saale verschwunden, viel früher als sonst Jemand und wie ein Verzweifelter rannte er in dem Festsaale von einer Ecke zur andern und bei seinen Nachforschungen erfuhr er denn auch, daß die Verschwundene die Tochter des Gög von Schlotheim war.

Diese Entdeckung war freilich ein harter Schlag für ihn, denn er wußte wohl, daß Gög von Schlotheim seiner Familie nicht freundlich gesinnt war. Doch die Liebe hält alles für möglich und so hoffte er, durch eine Heirath werde sich der langjährige Haß in Liebe und Freundschaft verwandeln.

Auch nach diesem Festabend, an welchem er erfahren, wer die heimlich von ihm Angebetete war, verging wieder eine längere Zeit, während welcher Dietrich von Harras allerlei Pläne schmiedete, wie er eine Begegnung mit der Tochter des Burg Herrn von Schellenberg herbeiführen könne, um ihr gegenüber einmal sein Herz auszuschütten. Da sollte ihm abermals der Zufall zu Hilfe kommen. Es war am St. Niliansstage, als er ohne Gefolge jagte und dabei an das Ufer der Pfösa kam. Plötzlich hörte er erstaunt auf — das leise Säuseln der Lüfte in den hohen Bäumen des Waldes trugen die lieblichen Töne einer Frauenstimme an sein Ohr — die Sängerin konnte gar nicht weit entfernt sein. Zwischen den Bäumen hindurch schimmerte der Schellenberg, auf dem die Burg des Schlotheimers thronte — ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ihn — sollte die Sängerin am Ende gar die Tochter des Burg Herrn sein?

Wie von einer unsichtbaren Gewalt gezogen, ritt Dietrich von Harras der Richtung nach, woher der Klang der Stimme kam — da, am jenseitigen Ufer im Schatten einer mächtigen Ulme saß die Jungfrau auf einem mit grünem Moos über-

zogenen Stein. Voll Entzücken schlug sein Herz höher und drohte fast zu zerpringen, aber wie festgebannt hielt er sein Roß an, ganz in ihren Anblick versunken.

„O Silberstrom, trage
Meiner Sehnsucht Klage
Zu ihm, den mein Herz liebt;
O Silberwell', es ihm sage,
Daß mein Herz für ihn schlage
Und weil er fern, ich bin betrübt.“

So klang ihre glockenreine Stimme zu ihm herüber. Als sie aber schließlich verstummte, da litt es den jungen Ritter nicht mehr länger in seinem Hinterhalte, er spornte sein Roß an und trieb es mitten hinein in den Fluß.

Nun erst wurde auch die Sängerin auf den unvermutheten Tauscher aufmerksam, doch ehe sie Zeit fand, zu entfliehen, da war er auch schon vor ihr zu Füßen auf seine Kniee gesunken. „Abgott meines Herzens, endlich, endlich finde ich Dich!“ jauchzte der Ueberglückliche und zog ihre zarte, weiße Hand an seine Lippen. „O, wie habe ich mich nach diesem Augenblick des Alleinseins gesehnt und nun heute, wo ich ausgeritten bin, zu jagen, habe ich endlich das Edelwild gefangen, das ich nun und nimmermehr frei gebe, es sei denn gegen das Versprechen, mir nie mehr zu entfliehen!“

„Nein, nein, es kann — es darf nicht sein!“ hauchten ihre Lippen.

„Es darf nicht sein“, fuhr er auf, „wer will mir dieses Kleinod vorenthalten?“

„Nicht so heftig; o, wenn uns mein Vater hier fände — es gäbe ein Unglück!“

„Witgard!“ Ein unendliches schmerzliches Weh lag in dem Tone, mit dem er den ihm theuren Namen aussprach. „Um der himmlischen Seeligkeit willen, in welche wir alle dereinst einzugehen hoffen, sag mir nur das eine, liebst Du mich oder gehört Dein Herz bereits einem anderen Manne?“

„Mein Herz ist noch frei“, flüsterte sie.

Harras zog die Webende an sein Herz und jauchzte: „Also liebst Du mich, Du holden, reiner Unschuldengel?“

Ein kaum vernehmbares „Ja!“ tönte von ihr zurück und er küßte die lezten entschwebenden Laute dieses so verhängnißvollen kleinen Wörtchens von ihren Lippen.

Sie sprachen noch lange zusammen und hauchten goldene Lustschlösser für ihre Zukunft, die, ach, nur zu schnell wieder zerfallen sollten!

Der weithin hörbare Ton eines Jagdhornes unterbrach plötzlich die Stille des Waldes. Die Liebenden fuhren ebenfalls erschrocken auf, denn dieser Ton riß sie aus allen ihren geträumten Himmeln wieder zurück in die leere, rauhe Wirklichkeit. Noch eine letzte Umarmung, dann verschwand Witgarde wie ein schüchternes Reh im Gebüsch des Ufers. Dietrich von Harras aber eilte der Stelle zu, wo sein Roß angebunden stand, bestieg es, setzte wieder über den Strom und sprengte dann am jenseitigen Ufer, einen Himmel voll Seeligkeit im Herzen, seiner heimathlichen Burg zu.

Seitdem hatte er Witgarde nie mehr gesehen und gesprochen; sei es nun, daß ihr Vater von dieser Zusammenkunft etwas gemerkt, oder war es ein bloßer Zufall.

Harras verging fast vor Sehnsucht, und um diesem Zustand endlich ein Ende zu machen, hatte er es gewagt, durch seinen getreuen Burglaplan bei Gög von Schlotheim um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Mit welchem Erfolg, dies haben wir bereits kennen gelernt.

5. Kapitel.

Nachdem Dietrich von Harras seinem Herzog kurz berichtet hatte, welches Leid sein Herz bedrückte, da hatte ihm dieser Vermittelung versprochen. Die Gelegenheit hierzu wollte er auch sobald wie möglich ergreifen.

Als Götz von Schlotheim sich bei Herzog Albrecht melden ließ, befand sich Dietrich von Harras noch bei demselben. Als ersterer den jungen Ritter erblickte, zog sich seine Stirne finster zusammen, was dem Herzog nicht entging. Aber trotzdem nahm er sich sofort vor, gleich jetzt einen Sturm auf den harten Kopf des Schlotheimers zu unternehmen zu Gunsten seines Schütlings.

„Ich habe heute eine sonderbare Laune, ich möchte alle meine Freunde glücklich machen“, sagte er gutmüthig lächelnd, als er mit seinen beiden Vasallen um den mächtigen Eisentisch bei einem dumpfen Wein saß, den ein Knappe auf Geheiß des Herzogs hatte bringen müssen. „Und könnt Ihr Euch denken, wen ich da zuerst im Auge habe, mein lieber Götz?“

Den Angeredeten beschlich eine leise Ahnung, was der Herzog im Sinne haben könne und ein leises Beben durchzitterte seinen starken Körper. Was sollte er sagen, wenn jetzt der Herzog für den Harras direkt um seine Tochter wärh und er glaubte dies ganz sicher annehmen zu müssen, da ihm das flüchtige Roth nicht entgangen war, welches die Wangen des jungen Ritters bei den Worten des Herzogs gefärbt hatte.

„Gnädigster Herr, an dieser löblichen Absicht hat es Euch nie gefehlt; allzeit war Euer Streben nur darauf gerichtet, Treue und Anhänglichkeit zu belohnen“, entgegnete der Schlotheimer nach einer kurzen Pause, nur um etwas zu sagen.

„Diesmal aber betrifft es zwei junge Menschenherzen, die heiß für einander schlagen, mein lieber Götz; rathet einmal, wen?“ fuhr der Herzog unbeirrt über die sichtliche Verlegenheit Schlotheimers fort.

„Gnädigster Herr, ich habe keine Ahnung!“ stotterte der Burgherr von Schellenberg verlegen.

„Eure Tochter Luitgard und hier meinen lieben Dietrich von Harras; solltet Ihr noch nicht wissen, daß die beiden einander sehr in Liebe zugezogen sind, so erfahret es hier zuerst durch mich.“

Einen Augenblick entstand tiefes Schweigen unter den drei Männern; Götz von Schlotheim, der gerade den Becher zum Munde führen wollte, ließ den Arm wieder sinken und starrte den Herzog an, als habe er sonst eine schlimme Nachricht erfahren.

„Meine Tochter ist noch zu jung zum Heirathen“, brachte er endlich mühsam heraus und schien dabei mit seinen Blicken den gleichfalls verlegen dastehenden Harras verschlingen zu wollen.

„Mit nichts, mein lieber Götz; ich habe das liebliche Mädchen zum letzten Mal auf dem Adelstanz gesehen und ich halte es durchaus an der Zeit, daß Ihr Euch nach einem Tochtermann umschaut.“

Doch nun hatte Götz von Schlotheim seine Selbstbeherrschung vollständig wiedergewonnen; er durchschaute vollständig die Absicht des Herzogs Albrecht — man wollte ihn überrumpeln, sein Jawort zu geben — doch da sollte der Herzog sammt Dietrich von Harras die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

„Ich werde mir Euren wohlgemeinten Rath überlegen, gnädigster Herr, und mit meiner Tochter Rücksprache nehmen, ob ihr Herz bereits eine Wahl getroffen hat“, sagte Götz von Schlotheim in unterwürfigem Tone, während aber sein Innerstes von ganz entgegengesetzten Gedanken erfüllt war.

Der Herzog schaute ihn mit durchdringenden Blicken an, als wolle er bis in die geheimsten Falten seines Herzens lesen; er mochte wohl auch des Schlotheimers Absicht ahnen und um ihn von vornherein alle Hoffnung auf Gelingen derselben zu nehmen, erwiderte er:

„Gut, aber ich werde nächstens einmal auf dem Schellenberg bei Euch vorsprechen, richtet Euch immer danach ein, ich werde auch noch einen jungen Begleiter mitbringen, der Eurer Tochter vielleicht herzlich willkommen ist.“

Der Herzog begleitete seine Worte mit einer heiteren Lachsalve, denn er war überzeugt, jetzt den Schlotheimer überlistet zu haben und gratulirte sich im Stillen selbst dazu. Doch dieser lenkte das ihm unbequeme Gespräch geschickt auf einen anderen Gegenstand und nahm unter einem schalligen Vorwand bald Abschied von dem Herzog.

Als er sich entfernt hatte und auch Dietrich von Harras sich anschickte, aufzubrechen, da klopfte ihm beim Abschied der Herzog vertraulich auf die Schulter und meinte:

„Nun aber Kopf hoch, der alte Fuchs dürfte doch noch ins Garn gehen und Ihr binnen weniger Monden Frist die schönste Maid im Umkreise als Ehegespons heimführen.“

Götz von Schlotheim sprengte unterdessen wie rasend über die herabgelassene Zugbrücke mit einer heftigen Verwünschung gegen Harras auf den Lippen. Aber noch war es nicht so weit, wie der Herzog glaubte; wenn er auch einstweilen das Schloß verließ, er besaß doch eine Rundschafterin, mit deren Hilfe er alle Pläne zu hintertreiben gedachte: „Einem Weiberrock ist nichts unmöglich“, dachte er. Am liebsten wäre er auf längere Zeit verreist, ein Vorwand ließ sich da schon finden, aber er wollte sich auch nicht so ganz von dem Herzog zurückziehen und ihn allein der Gesellschaft des Harras überlassen, damit sich derselbe noch fester in die Gunst des Landesherrn festsetzen konnte. Nein, das ging auch nicht; er mußte ausharren und auf der Lauer bleiben, sobald er von seiner Rundschafterin eine Nachricht erhielt. Am sichersten konnte er natürlich seine Tochter absperren, wenn er den Herzog nicht auf den Schellenberg ließ, aber das ging ebenfalls nicht; was vermochte er als Vasall und Burghauptmann dem Landes- und Burgherrn gegenüber, dem ja der Schellenberg gehörte, dem durfte er die Pforten in die eigene Behausung nicht verschließen.

Vor allen Dingen hieß es, Zeit zu gewinnen, denn sobald er dies erreichte, war schon viel gewonnen. Götz von Schlotheim war schon ein gutes Stück des Weges geritten, als ihm ein plötzlicher Einfall kam, und er sein Pferd vom Wege ab in den Wald hineinlenkte, bis er eine entfernt liegende Köhlerhütte erreichte, in welche er eintrat.

Es war am Abend desselben Tages, als Susanne auf Schloß Wollenstein eine heimliche Botschaft erhielt, sie sollte sich gegen Abend unten im Städtchen bei ihrer Muhme einfinden, die Wichtiges und Nothwendiges mit ihr zu besprechen habe. Kam dem Mädchen diese Botschaft auch etwas unbegreiflich vor, so trieb sie doch die Neugierde dazu, derselben Folge zu leisten, und sie konnte kaum den Hereinbruch des Abends erwarten.

Wohl fand Susanne ihre alte Muhme vor, als sie mit Hereinbruch der Dunkelheit in der Wohnung derselben erschien, aber sie wurde von ihr sofort mit geheimnißvoller Miene in ein Nebenzimmer gewiesen.

Nicht ohne leises Herzklopfen und mit Wangen trat das Mädchen in das Stübchen ein, aber sie prallte sofort zurück, als ihr darin ein Mann in Köhlerkleidung mit über und über bekrustem Gesicht entgegentrat. Trotz ihrer Bestürzung fiel ihr aber doch das Herrliche in dem Wesen dieses Mannes auf, dessen ganzes Wesen wenig an einen Köhler erinnerte auch kam ihr seine Stimme so bekannt vor, wenn sie auch etwas verstellt war.

Es wurde Susanne doch etwas unheimlich zu Muthe und sie hielt sich daher dicht neben der Thürschwelle, um jeden Augenblick entflüpfen zu können, und als der vermeintliche Köhler dieselbe hinter ihr verriegeln wollte, wehrte sie dies ganz entschieden ab.

„Nur, wenn die Thüre unverriegelt bleibt, bleibe ich hier, denn Ihr seid gewiß kein Köhler, da steht etwas anderes dahinter“, sagte sie.

„Du hast mich erkannt?“ fragte der vermeintliche Köhler erstaunt und unterließ es, die Thüre abzuschließen. „Du bist ja ein Blühmädel, wahrhaftig, und ich denke Dich noch ganz gut zu gebrauchen.“

„Nun ja, wenn auch nicht gleich auf den ersten Blick. Eurem Aussehen nach könnte man Euch wohl für einen Köhler halten, wenn Eure Haltung nicht gar so stolz und Eure Sprache nicht so herrlich wäre.“

Der Köhler, welcher kein anderer war als Götz von Schlotheim, mußte wirklich lachen über die scharfe Beobachtungsgabe des Mädchens. Er konnte sich keine bessere Rundschafterin wünschen.

„Nicht Deinetwegen habe ich diese Maskerade gewählt, sondern darum, damit man meine Rückkehr in das Städtchen nicht errathen, nachdem ich dasselbe erst vor wenigen Stunden verlassen habe. Aber ich will es kurz machen, weswegen ich Dich hierher bestellt habe. Ich komme jetzt mehrere Tage nicht auf Schloß Wollenstein, seid daher aufmerksam auf Alles, was dorten vorgeht und berichtet mir Alles getreulich, besonders jede Verabredung des Herzogs mit dem Ritter Harras, mich auf dem Schellenberg zu besuchen. Sollte von den beiden darüber ein Entschluß gefaßt werden, gebt mir auf der Stelle Kunde und solltet Du in der Nacht einen Boten senden, es wird sich schon einer gegen guten Lohn finden. Willst Du das thun?“

„Ja, aber —“

„Kein aber; es mag wohl etwas schwierig sein, aber Du weißt, was ich Dir versprochen habe, und Deiner Schlaueit

vertraue ich, Mittel und Wege zu finden, um mein Verlangen zu erfüllen."

Susanne besann sich, doch nur einen Augenblick, dann antwortete sie: „Ich will es versuchen, weiter kann ich nichts versprechen, denn eine sehr gewagte Geschichte bleibt es immerhin.“

Fortsetzung folgt.

Gute Gedanken.

Es gibt Lügner, die sich selber glauben und gerade deswegen Glauben finden.

Übertrage die Rechte und Pflichten der ganzen Menschheit nie auf den einzelnen Menschen.

Jedes Jahr, das wir leben, ist die schärfste Kritik desjenigen, das wir gelebt haben.

Die Leute haben recht, das Leben auf ihre Art zu genießen, sie sollen aber nicht fordern, daß man sie bewundere oder ihnen gar die Beche zahle.



Ein Liebestraum.

Novellette von Charles Foley.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Abend nach dem anstrengenden Manöver kehrte der Reserveleutnant Maurice Tournier mit einem Gefühl stiller Freude in das große graue Haus zurück, in das man ihn einquartiert hatte.

Durch das noch offenstehende Portal schien die Kirche ihre frische Ruhe über diesen Platz der kleinen Stadt zu verbreiten. Bei dem warmen Winde rauschten die kleinen hellen Blüten der Linden leise und mild. Ein gesunder, belebender Duft frisch gemähten Getreides drang stark und kräftig aus der Ferne herüber. Auf den Wiesen hinter den Pappelalleen, deren zitternde Blätter die Nachtschauer abzuschütteln schienen, schossen die lärmenden lebhaften Wasser unter dem dichten Grase dahin, und die aufsteigenden weißlichen Nebel verdunsteten in dem Aschgrau der hereinbrechenden Dämmerung.

Nach dem risslimmernden Gewimmel der Mannschaften in der Gluthitze des Mittags war dieser Schatten, diese Ruhe, diese Harmonie des dunklen Grüns ein Geruch für den jungen Offizier. Doch vor allem anderen war es für ihn ein süßes Gefühl, bei seiner Rückkehr das bleiche und stolze Fräulein Louise an dem Sims des halboffenen Fensters stehen zu sehen; denn sie verließ manchmal das Bett der Kranken und atmete, von den Ausdünstungen der Phiosen und der fahlen Helle der ersterbenden Nachtlampe qualvoll berührt, ebenso wie er den reinen und wohligen Duft der Nacht ein.

Groß, blond, nicht sehr schön, aber mit hellen Augen und feinem Schnurrbart, hatte sich Maurice Tournier vom ersten Tage der Einquartierung an wohlherzogen und distret gezeigt und sich bemüht, in keiner Weise zu stören. Wenn das junge Mädchen im Vorflur vorüberging, trat er schnell und ehrfurchtsvoll bei Seite; indessen lächelte er, sobald sie lächelte, und schlug es nie ab, am Tische der beiden Damen zu dinieren, wenn sie es ihm anboten.

An den Ruhetagen ging er nicht wie andere ins Café. So klein der Garten auch war, es gefiel ihm darin, und er beobachtete aus der Ferne lieber die Nissen- und Geraniumbeete, das monotone und regelmäßige Gebahren der beiden Frauen, von denen die eine auf einem niedrigen Tabouret saß und der anderen, die auf einer Chaiselongue ausgestreckt lag, einen Roman vorlas. An den anspruchsvollen Gesten und dem launischen Tonfall der alten Dame, an dem süßsamen Schweigen und der sanften Haltung des jungen Mädchens erriet er die ergebene und still resignierte Anhänglichkeit des letzteren, das sicherlich die arme Nichte einer reichen Tante war. Von der einfachen und edlen Anmut der Vorleserin gerührt, die

trotz ihrer Schüchternheit zum Durchbruch kam, war es näher getreten und hatte sich nach und nach an ihre Unterhaltung beteiligt. Und mehr durch die Indiskretionen der Magd und das phantastische Geschwätz der alten Dame, als durch die kurzen Antworten des jungen Mädchens erfuhr er, daß er ihre Geschichte richtig erraten; mit zwanzig Jahren war Fräulein Louise v. Vergy als Waise ohne Mitgift von Frau Primeau, einer entfernten Großtante, die aber ihre einzige Verwandte war, aufgenommen worden. Sogleich hatte Frau Primeau, ohne eigentlich böshast zu sein, in ihrem Egoismus einer langjährigen Krankheit die Dankbarkeit ihres Schützlings mißbraucht. Ihre Härlichkeit wurde gebieterisch. Sie ertrug nur noch die zarte Berührung des jungen Mädchens, sie duldete in ihrem Zimmer keinen anderen, weniger leichten Schritt als den ihrigen, und zitterte nervös bei jeder anderen stärkeren Stimme. So zerstörte sie seit fünf Jahren unbewußt Stückchen für Stückchen die schöne Jugend Louises. Fräulein Vergy hatte weder blühende Wangen, noch blühende Lippen mehr, doch der Leutnant fand sie trotzdem sehr hübsch — ja wohl, sehr hübsch mit ihren azurblauen Augen, ihrem zarten Räschen, ihrem feingeschnittenen Munde und den schweren Wellen ihrer kastanienbraunen Haare, in denen pures Gold zitterte, jenes warme Gold, das in den Herbstblättern schimmert. Da er wußte, daß sie von vornehmer Herkunft war, so hielt er sie für stolz und wurde in ihrer Nähe verwirrt; dann aber beruhigte er sich angesichts dieser ärmlichen Kleidung und dieser von Schwerkraft verschleierte Vornehmheit. Als er die alte Dame durch seine gute Laune und seine ehrfurchtsvolle Haltung für sich eingenommen hatte, konnte er sich ihnen noch vertraulicher nähern. Im Verkehr mit Louise nahm er den Duft dieser halb erschlossenen Seele, den Zauber dieser im Dunkel erblühten Mädchentospe langsam, aber tief und dauernd in sich auf. Und er fand es reizend und romantisch, so zufällig in diesem alten Hause, in dieser im Grün erstickten Kleinstadt diese blass gefangene Prinzessin seiner Träume vorzufinden. Eine Neigung zur Träumerei, ein Geschmack an der Poesie, ein kleines Körnchen Ideal hatten ihn schüchtern und mißtrauisch anderen Frauen gegenüber erhalten. Doch er fühlte sogleich, daß er diese voll und rüchhaltlos lieben würde, und daß sie allein die feinen Härlichkeiten erfassen und verstehen würde, mit denen er ihr Glück täglich zu beleben gedachte. Obwohl es ihm immer schwerer ums Herz ward, so verrät er sich doch nicht, denn er fürchtete den zornigen Schreck der alten Dame. Auch die schweigsame Traurigkeit Louises ver setzte ihn in Verlegenheit; sie war so ernst, so besonnen; was würde sie wohl von einem Manne denken, der sich in kaum drei Wochen in sie verliebte?

Während er noch zögerte, witterte Frau Primeau die Gefahr und versiel in plötzlichem Umschlag wieder in den Ton, den sie in den ersten Tagen angeschlagen hatte. Kalt oder satirisch, suchte sie ihn fernzuhalten und lud ihn nicht mehr ein, mit ihnen zu speisen. Auf diese Weise verstrich die Zeit, ohne daß er etwas zu sagen wagte.

Er zählte die wenigen Tage, die ihm noch blieben. Bei dem Gedanken, Fräulein v. Vergy nie mehr wiederzusehen und törichterweise aus Nachlässigkeit die einzige Frau zu verlieren, die ihn wirklich gerührt hatte, schalt er sich selbst und stellte abends im Garten trotz der zornigen Blicke der Frau Primeau seinen Stuhl zwischen die Stühle der beiden Damen. Dann sprach er kühn wie in einem Rausch von Paris, von seiner ziemlich gut besoldeten Ingenieurstellung, von seinem bescheidenen, aber ausreichenden Privatvermögen. Endlich gestand er ohne Uebergang seine Abneigung vor der Einsamkeit, sein Verlangen nach einem Leben zu zweien.

Louise, die über eine Stiderei gebüdt saß, ließ sich unwillkürlich von diesen Worten einfließen und hörte das alles ebenso ruhig an, als sie die Liebesgeschichten vorlas, an denen ihre Tante so großen Gefallen fand; denn sie glaubte nicht mehr, daß solche Wunderdinge sich bei armen Mädchen, wie sie eines war, ereignen könnten. An die Verachtung, die Einsamkeit gewöhnt, in der sie die Welt verließ, bildete sie sich nicht ein, daß auch nur ein einziges dieser klugvollen Worte, auch nur eine einzige dieser Verheißungen für sie ausgesprochen wurde. Und dieses köstliche erste Geständnis des Mannes, der sie liebte, erweckte kein Echo in ihrem schlafenden Herzen.

Uebrigens unterbrach Frau Primeau, die unruhig geworden war, bereits den jungen Mann und führte die Unterhaltung auf die erbärmliche Alltäglichkeit der materiellen Sorgen zurück. Dann tabelte sie ihn aus Furcht, er könne sich deutlicher erklären, und sagte: „Aber Ihre Stellung und Ihre Rente, das macht ja im Jahre noch keine 12000 Francs. Für Sie allein reicht das gerade. Für zwei wäre das der Mangel. Wenn noch Kinder hinzukommen, werden Sie sich nicht aus der Verlegenheit befreien können.“

Und ohne ihm Zeit zu lassen, seine Hoffnung, sein Vertrauen auf die Zukunft auseinanderzusetzen, schloß die alte Dame die Frische des Gartens vor, ergriff schnell den Arm des jungen Mädchens und sie gingen zusammen ins Haus.

Der Offizier sah Louise weder an diesem Abend, noch am nächsten Tage. Sie ging nicht mehr aus. Frau Primeau erklärte, es habe sie wieder ein heftiger Anfall ihres Herzleidens heimgesucht. Und das war wahr: die Furcht, wieder in ihre dunkle Einsamkeit zurückzufallen, quälte sie dermaßen, daß ihr Herzklopfen stärker austrat. Sie blieb im Bett, und Louise, die nur mit diesem Leiden beschäftigt war, und sich jeder Laune beugte, nahm ihre Mahlzeiten am Bette ein, ohne zu ahnen, daß jemand auf der Welt ihre Abwesenheit bedauern könnte.

Maurice Tournier war in Verzweiflung. Seine Abreise stand nahe bevor und sie blieb unsichtbar. Um jeden Preis, selbst auf die Gefahr hin, ihren Zorn oder ihre Verachtung erdulden zu müssen, sollte sie von seiner Liebe erfahren. Am letzten Tage ward er kühn. Er wartete auf sie, paßte im Garten, im Vorflur, überall, selbst auf der Schwelle ihres Zimmers auf sie auf. Die Magd überraschte ihn, wie er die Hand auf die Türklinke legte und sich anschickte, einzutreten. Sie sagte ihm, das Zimmer wäre leer; das Fräulein schliefe auf einem Gurttbett in Madames Stube. Gegen Abend bat er, Adieu sagen zu dürfen. Frau Primeau ließ ihm eine kurze, trodene, gleichgültige Phrase alltäglicher Höflichkeit überbringen, doch ohne ein Wort hinzuzufügen, das sich auf das junge Mädchen bezog. Er fügte sich nicht.

Das Detachement sollte das Dorf bei Tagesanbruch verlassen, um den Mannschaften einen Marsch in voller Mittagshitze zu ersparen. Tournier erklärte, er würde sein Zimmer noch an demselben Abend verlassen und die letzte Nacht im Hotel zubringen, um seine Wirtin nicht am frühen Morgen durch das Geräusch seines Aufbruchs zu erwecken. Sofort drang der Lärm seines Aufbruchs durch das Haus; er klapperte mit den Türen, zerrte an den Schloßern, schob seine Koffer hin und her und wünschte, man möchte sie recht auffällig wegbringen. Als er draußen an dem Fenster der Tante vorüberging, ließ er seinen Säbel geräuschvoll über das Pflaster klirren.

Zwei Stunden später, als die Dunkelheit hereingebrochen war, huschte er in eine Seitengasse, kletterte über die Mauer und sprang in den Garten, ohne sich wehe zu tun. Hier versteckte er sich, denn er hoffte, wenn er fort wäre, würde die Kranke dem blassen Fräulein gestatten, das Zimmer zu verlassen und unter den purpurroten Schwertlilien und wilden Rosen die frischen Düfte des Abends einzusatmen.

Der junge Mann wartete, die Augen starr auf die Zweige gerichtet, an der offenen Tür des Vorflurs. Die Zeit verging. Plötzlich wandelte ihn die Befürchtung an, die Magd könne diese Tür schließen und das Vorschieben des Riegels würde dem ganzen Plan ein Ende machen. Zu allem entschlossen, selbst in das Haus zu dringen, ging er bereits wieder vor, als Louise erschien. Er mußte schnell wieder hinter ein Dickicht flüchten und sie vorübergehen lassen, denn vor dem plötzlichen Anblick eines Mannes erschreckt, wäre sie vielleicht nach dem Hause zu entfliehen, ohne ihn auch nur zu erkennen. Als sie am Ende der Allee angelangt war, verließ er sein Versteck und folgte ihr sacht und leise, das Köppi in der Hand haltend. Sie ging von Schatten umwallt und verschwamm zwischen den Blütenstengeln wie ein nebelhaftes Wesen. Dann drehte sie sich um, wieder zurückzukehren und stieß, als sie ihn vor sich sah, einen leisen Schrei der Ueberraschung, nicht des Schreckens aus.

(Schluß folgt.)



Nervöse Kinder.

Nervöse Kinder sind heute leider eine Tatsache, mit der gerechnet werden muß. Natürlich verstehen wir darunter nicht Kinder, die einfach ungezogen, sondern solche, die nervenschwach sind. Dieser Unterschied ist bei einigem guten Willen und Aufmerksamkeit seitens der Eltern und Erzieher auch ohne Mithilfe des Arztes sehr leicht festzustellen. Charakteristisch für nervenschwache Kinder ist zunächst der Umstand, daß sie geistig viel schneller ermüden wie die ganz gesunden Kinder, auch wenn für diese vorzeitige Müdigkeit in ihren körperlichen Befinden keine Erklärung zu finden ist. Die so schnell eintretende Abspannung ist umso auffallender, als gerade nervenschwache Kinder sich anfänglich, sei es beim Lernen, sei es beim Spielen, viel angeregter zeigen wie ihre Altersgenossen. Beobachtet man solch ein Kind genau, so wird man den Kampfer, den seine Neugier, seine Spielfreude oder sein Verneiner mit seiner zunehmenden Nervenabspannung unbewußt führt, genau verfolgen können. Es möchte so gern noch, und es kann nicht mehr! Der Gegenstand interessiert es, und doch hat es die Aufnahmefähigkeit dafür verloren; es vernimmt wohl mit dem Ohr noch die gegebenen Erläuterungen, aber sie dringen nicht mehr in sein Bewußtsein. Es möchte noch mit den Kameraden spielen, aber es vergißt alle Spielregeln, und der gequälte Ausdruck seines Gesichts verrät, daß es sich seiner Minderwertigkeit bewußt ist. Ein nervenschwaches Kind schläft entweder unruhig oder wieder unnatürlich tief. Sein Appetit ist ein unregelmäßiger, es erschrickt leicht — regelrechte Furchtsamkeit ist kein Beweis für Nervosität —, seine Hände zittern, wenn es längere Zeit gezwungen ist, etwas zu halten, und auch sein Weinen unterscheidet sich von dem anderer Kinder sehr scharf. Ein nervenschwaches Kind weint immer stoßweise, sein ganzer Körper weint sozusagen mit. All das Erwähnte soll an pflichtgetreuen Eltern nicht spurlos vorübergehen. Aus einer beizeiten nicht beachteten Nervosität entwickelt sich sehr leicht eine direkte Verminderung der Willensstärke, des ganzen geistigen Vermögens überhaupt. Insbesondere Lehrer können viel von einer solchen systematisch erworbenen geistigen Minderwertigkeit von Kindern erzählen. Die Volksschule hindurch ist es noch gegangen, die Bürgerschule geht es schon nicht mehr. Da ruht kein angespornter Ehrgeiz, keine in Aussicht gestellte Belohnung oder Strafe, es geht einfach nicht mehr. Der Schüler kann mit seinem geschwächten Nervensystem den an ihn gestellten Anforderungen nicht mehr genügen. Und das Schlimmste dabei ist, diese Katastrophe wäre so leicht vermieden worden. Ein bißchen Rücksicht, ein bißchen Individualisieren, und aus dem völlig unzureichenden Schüler wäre, wenn auch kein Vorzugs-, so doch ein guter Durchschnittsschüler zu erziehen gewesen. Bei der allgemeinen, durch den verschärften Daseinskampf erzeugten Nervosität ist es Pflicht der Eltern, die Anforderungen, die sie an ihre Kinder bezüglich des Geistes derselben stellen, auf das Unumgängliche herunterzubringen. Keine Nebenstudien, die überflüssig sind! In ernstesten Fällen veräume man keinesfalls, den Rat des Arztes einzuholen.



Das Antimorphin.

Antimorphin wird vielfach als sicheres, morphiumfreies Heilmittel der Morphiumsucht angepriesen. Eine Gerichtsverhandlung ergab nun, daß das bei Gebrauch sich einstellende Wohlbefinden der Morphiumsüchtigen sich sehr einfach erklärt, da es zwei Prozent Morphin enthält. Diese Lösung wird um den unerhörten Preis von 18 Mark für 70 Kubikzentimeter (reeller Wert etwa 1,50 Mark) den Patienten aufgehängt, die dadurch natürlich nicht geheilt, sondern nur in ihrer Sucht erhalten werden.